

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1927)
Heft: 4

Artikel: Paracelsus
Autor: Gundolf, Friedrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-758241>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 09.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Paracelsus¹⁾

Von Friedrich Gundolf

Paracelsus ist aus einem verarmten schwäbischen Adelsgeschlecht geboren am 10. November 1493 in Einsiedeln in der Schweiz. Sein Vater selbst, ein gebildeter Arzt und Scheidekünstler, erzog den Knaben sorgfältig und brachte ihm früh seine eigenen Kenntnisse bei. Von seiner Mutter wissen wir nichts, doch deutet eine spätere Äußerung des Paracelsus darauf hin, dass er sie verehren konnte: « Das Kind bedarf keines Gestirns und keines Planeten; seine Mutter ist sein Planet und sein Stern ». Sein Haus stand an der rauschenden Sihl, umgeben von Tannenzwäldern. Er sei « in Tannenzapfen erwachsen » berichtete Paracelsus von sich, und der Anhauch frischer und würziger Landschaft von Kind auf hat sein Gefühl und Tun bestimmt und ihn der Stubenluft so vieler deutscher Pfarrer- und Lehrersöhne, der sesshaften Buchfuchserie enthoben, die den meisten gelehrten Werken deutschen Wissens auch damals anhängt. Von früh auf war er naturvertraut, mit offeneren und griffigeren Sinnen für die schaffenden Kräfte. Als er neun Jahre alt war, übersiedelte sein Vater als Stadtarzt in das kärntnische Städtchen Villach mit den reichen Erzgruben. Das Bergwerkwesen regte die Phantasie und das Gedächtnis des Jungen mächtig an und begründete seine vielseitige Metallkunde, auch sie nicht aus Büchern und Namen, sondern in tätiger Anschauung. So lernte er wirkenderweise und empfing Wissen als unmittelbaren Lebensstoff in Jahren, als noch keine Reflexionen, Methoden und Systeme ihm den Zauber der Empfängnis schwächten worin Sehen, Atmen, Hören, Nennen noch zusammenging. Die Eintracht zwischen Lebensgefühl und Lehre, die seine Wissenschaft unterscheidet von der seiner aristotelisch-galenischen Widersacher und die ihn den religiösen Genien benachbart, mag durch solche Kindheitseindrücke erzeugt oder begründet sein. An die Bergwerke schlossen sich die Anfänge der Zerlegungs- und Verbindungskunst. . . bald schlichtes Gewerbe zur Läuterung und Nutzung der geförderten Erze, bald unruhiges Forschen nach wunderbaren oder zauberstarken Mischungen. Ein Ausgangspunkt von des Paracelsus Medizin war die Mineralogie, ein anderer die Botanik — beide

¹⁾ Aus der Einleitung einer größeren Schrift über ihn.

für ihn nicht nur Stoffkunde, sondern Kräftekunde, beide schon dem Kind selbstverständlich traut und geheimnisvoll lockend zugleich. Sein Vater war zugleich Lehrer der Scheidekunst an der Villacher Bergschule in Diensten der Fugger. Er ließ den wachen Knaben an seinen Kenntnissen teilnehmen, an den Büchern der alten und neuen Alchemisten. Wichtiger als die dürren oder wirren Bücher wurden dem Knaben die Blicke in den Bergbau selbst, die ihm sein Vater vergönnte, in die Schächte und Bauhütten, Schmelzöfen und Erzwäschereien. Sein Vater scheint als Forscher und Lehrer eine Vorform des berühmteren Sohnes gewesen zu sein. Ihm vor allem dankt er oft und gern die Grundlagen seines Wissens. « Von Kindheit auf hab' ich diese Dinge getrieben und von guten Unterrichtern gelernt, die in der Adepta Philosophia die ergründetsten waren und den Künsten mächtig nachgründeten, erstlich Wilhelmus von Hohenheim, mein Vater, der mich nie verlassen hat. »

Mit sechzehn Jahren war der frühreife Jüngling unter Anleitung seines Vaters, der ihm die Naturkenntnisse übermittelte, und der benachbarten Klosterschule von St. Andreä im Lavanttal, die ihn wohl in der scholastischen Bücherweisheit unterwies, vorbereitet zum Besuch einer hohen Schule. Wir kennen nicht sicher den Ort seiner Universitätsstudien, nur seine Enttäuschung über den Buchstabenglauben und die doktrinäre Begriffspaltrei der damaligen Schulmedizin. Die Sätze des Galenus, zwar auf eigenen Beobachtungen beruhend, doch nicht als Wahrnehmungsinhalte ergriffen und nachgeprüft, sondern als Dogmen nachgesprochen und ausgelegt, mit Hilfe der arabischen Ergänzungen und Erklärungen des Avicenna und des Averroes (Ibn Sina und Ibn Roschd) waren die Bibel der damaligen Mediziner, und der scholastische Realismus, der die Begriffe und Namen wirklicher nahm als die darunter befassten Inhalte, musste die Heilkunde noch mehr hemmen als die Geistes- und Seelenkunden. Paracelsus, schon durch seine urwüchsige Wachheit meuterisch, durch seines Vaters sinnenöffnende Führung gefeit gegen den blinden Wortedienst der landläufigen Schüler, konnte aus der weiten Schöpfung, die er einmal mit eigenen Augen wahrzunehmen und zu glauben begonnen, nimmer zurück in die Enge der starren Folianten. Sein ganzes Leben und Lehren steht unter dem Eindruck, den er beim Besuch der Fakultät empfangen haben muss: dass zwischen dem wahren Wissen, das aus der atmenden, schauenden, tätigen, schaffenden Berührung mit der Natur stammt, und dem Bücherwissen, das uns feste Meinungen und Sätze als Niederschläge entwichenen Lebens bietet, eine unüberbrückbare Kluft gähnt. Immer wieder kommt er auf diesen Gegensatz zurück,

in zahllosen Gleichnissen rühmt er das echte, lautere, einzig belehrende Buch der Schöpfung wider die Schriften und Schriftgelehrten. Seine ganze maßlose Redefülle und Redewut, genährt von seinem Stolz und seiner Verachtung, von seinem Siegesgefühl und seinen Demütigungen durch Neider und Toren umkreist dieses Erlebnis, das von seinen ersten Schritten in den Hörsal ihn begleitet bis zu seinem Tod: die Bücher als der Inbegriff alles leeren Dünkels und dünnen Geschwätzes, und das Buch des Lebens als der Quell aller Frucht und Hilfe, aller echten Gotteserleuchtung und Menschenliebe.

Denn er war bei seinem Drang in die ungeschriebenen Ursprünge herzlich fromm: das Forschen im Erschaffnen war ihm ein Weg zu Gott nach Winken von Gott. Die Faustische Gesinnung hat vielleicht kein Zeitgenosse jenes Erwachens mächtiger betätigt als Paracelsus. « Und wenn Natur dich unterweist, dann geht die Seelenkraft dir auf. » Eine gewisse kindliche Erfahrungslust und Erfahrungskunst war damals wie in allen Zeiten beim gemeinen Mann und bei den Gewerben im Schwange, genötigt durch das tägliche Bedürfnis. Grundsätzlich von diesem Bedürfnis und seinen Zöglingen zu lernen statt von den Schreibeisachen und Schriftgedanken, die Alltagsempirie im weitesten Umfang hereinzunehmen in den hellen Willen und das bewusste Forschen (in die «Philosophie», wie Paracelsus die durch ihn ringende und werdende Naturwissenschaft nennt), das ist *seine* unvergängliche Tat. Er steht damit nur im Zug seines Zeitalters, das ringsum aus überalterten und eingekrusteten Autoritäten zurückstrebte zu den reinen Quellen und lebendigen Ursprüngen. Aber meist waren diese Ursprünge selbst wieder Bücher und die Erneuerung aus ungeduldigem Herzen machte Halt vor der Bibel oder vor Cicero oder vor dem gereinigten *Corpus Juris*, und an die Stelle der geschriebenen Autoritäten traten die gesehenen Muster. Nur Paracelsus, neben Luther die ursprünglichste und vielleicht die gewaltigste deutsche Seele der deutschen Reformation, verfieng *sein* Erneuerungswerk nicht abermals in einem Wort, das bald aus Geist zum Buchstaben werden musste, sondern wies auf den unmittelbaren Kräfte- und Stoffbereich hin, der von selbst jeder Schriftfessel spottete, sofern man ihn auf des Entdeckers Weise ergründete. Auch wollte er nicht ein Paracelsustum stiften, wie Luther halb freiwillig, halb unwillig als ein Buchbringer ein Luthertum stiftete, sondern er war mit Stolz « allein » und litt an seinen fragwürdigen Schülern. Man hat ihn wegen seiner Buchlosigkeit und Ursprungssuche wohl den Mystikern oder Schwarmgeistern nahegerückt: es ist doch der große Unterschied, dass deren Autoritätenabwehr rein negativ war und

ihr Beginn nur die bodenlose Einzelseele, das eigenschafts- und stofflose Subjekt, mochten sie es auch Gott nennen oder fühlen. Paracelsus aber ging auf eine sinnenwirkliche Außenwelt, mit allen Denk- und Sinnengeräten, als ein unbefangener, von Leidenschaften und Irrnissen getriebener, doch nicht von Schulregeln und Vorschriften gebundener Mensch zurück als auf den Ursprung. Dass er, mit dem Ungesagten und bisher Unsagbaren, von ihm erst Wahrgenommenen ringend, bei der Mitteilung, bei der Äußerung sich gelegentlich der Zeichen aus mystischem, platonischem oder plotinischem Bereich bediente, die noch am ehesten von der gültigen und herrschenden Schriftgelehrsamkeit freigeblieben waren, das ist nicht Abhängigkeit der Lehre, sondern sprachlicher, terminologischer Behelf. Denn er konnte nicht für seine neuen Sachen lauter neue Worte erschaffen. . . erstaunliches hat er auch da geleistet. Sein vielfach dunkles und heftiges Sprechen ist Kampf mit dem Ausdruck, Schwerzüngigkeit eines Genius, der mehr sieht und sinnt als schon wortreif ist, und insofern dem mystischen Vorgang verwandt . . . und sicher ist sein natursuchender Eifer so tief fromm und leidenschaftlich wie der gottsuchende der Mystiker. Aber er ist nicht derselbe, sondern geradezu entgegengesetzt gerichtet: jene streben von dem Vielen in das Eine umgestaltend zurück, in die Heimat der Seele . . . Paracelsus suchte die wirkende Gottheit, die ihm innen selbstverständlich gegeben war, gerade in der natürlichen Mannigfaltigkeit und Austeilung, « alle Wirkungskraft und Samen », ähnlich, doch viel entschiedener, wie Sebastian Franck in der geschichtlichen. Und das trennt ihn auch von Franck, dass er nicht wie dieser auf schriftliche Zeugnisse und Mittel angewiesen war bei seiner Gotteserkundung. Also nicht Mystiker oder Schwarmgeist ist Paracelsus, trotz mancher Entlehnung aus dem Zeichenvorrat spätantiker Mystagogen, sondern Forscher, so gut wie Galilei oder Kepler, wenn auch in dumpferer und vorrationaler Form und Zeit und drum mit ungefügiger Sprache. . . beginnlicher Forscher und nicht nur ordnender Sammler, wie etwa Conrad Gessner und Agricola ein Menschenalter später, und darum noch, gleich einem jungen Strom, der seine Bahn erst durch Felsen brechen muss, wild und stürzig. — doch, verglichen mit seinen Zeitgenossen, kein trüber und geheimnistuerischer, wahnschaffener und gebundener Geist, sondern einer der hellsten und wachsten, oft unklar im Sagen, oft ordnungslos im Verknüpfen, aber unabhängig und frei wie kein zweiter, selbständiger, mutiger, kühner als sogar Luther, der erschrak vor den Folgen seiner eigenen Gedanken. Der theologische Luther ist eine mächtigere, geschlossenere Natur als der « medizinische Luther », wie

man Paracelsus wohl erst schmähend, später preisend nannte, und setzte seinen Hebel an einem weltgeschichtlich entscheidenderen Punkt an: aber unter den stolzen und einsamen Freigeistern, die nicht anders können und den Wagemut zu ihrer eigenen Einsamkeit tragen, hat Paracelsus im damaligen Deutschland der Sekten und Schulen, der Schwarmgeister und Zunftgeister nur einen Seinesgleichen: Sebastian Franck, den er an selbständiger Forscherkraft, an fruchtbarem Weltblick, an heldischer Hoffart übertrifft. Es war ein schwierigerer und steilerer Weg von dem Stand der damaligen Medizin zu den Neuerungen des Paracelsus als vom Stand damaligen Glaubenswesens zur Lehre Sebastian Francks.

Diese Unabhängigkeit brachte er schon auf die Hochschule mit, den schwäbischen Eigen-sinn, die geniale Neusucht und die Witterung der Zukunft, und sein ganzer Lauf sollte ihn mit und wider Willen nur immer unabhängiger machen. Bei seiner ungeheuren Arbeitskraft und Fassungs-gabe muss er die offizielle Buchmedizin der Universitäten rasch durchlaufen und als fremd oder unzulänglich hinter sich gelassen haben, um durch « die ander Tür der Arzenei », durch die Natur zum Ziel zu kommen. Er kannte die Alten gründlich, ein Kommentar zu den Aphorismen des Hippokrates, seine Polemik gegen die Galeniker bezeugt es, und sein Doktorhut, den er gegen die verleumderischen Zweifel der Neider mit ehrlichem Trutz verteidigt, war nicht ohne dies zu erringen.

Von den Büchern wandte er sich zu den Laboratorien, von den Lehren zu den Versuchen, von den Meinungen zu den Erfahrungen. Die Anleitung dazu suchte er auf seines Vaters Weg bei den Alchymisten: er selbst nennt Trithemius, zuletzt Abt von St. Jacob bei Würzburg, einen faustischen Forscher, um den das abergläubische Gerücht Zaubermären sammelte. Um 1519 arbeitete er als Gehilfe bei Sigmund Füger in Schwaz bei Innsbruck, einem Silberbergwerksbesitzer, der über die praktischen Bedürfnisse des Metallscheidens hinaus gelehrte Teilnahme am Naturgeschehen übte . . so waren ja die Anfänge der neuen Naturwissenschaft: der Befehl der Not und der Tat trieb die Geister in den Überschuss des Sinns. Die Alchimie war der Schulwissenschaft gegenüber damals nicht oder nicht nur das Phantastische, wie es uns heute erscheint, sondern das Wirklichkeitsnähere, das Praktische, eine Brücke zwischen Leben und Wissen, die ersten Tastversuche des wachsenden Geistes in eine neue Merkwelt. Den Zusammenhang zwischen den dumpfen Mühen der Chymisten und den Fünden der Medizin hat Paracelsus selbst geschichtlich ausgesprochen im dritten Traktat seiner großen Wundartznei.

Den beständigen Kontakt zwischen Schauen, Schaffen, Wissen und

Verwenden, den die Buchgelehrten aufgegeben, wollte Paracelsus wieder herstellen, und die Versuche der Alchimisten waren die damalige noch unbehilfliche Form eines Zusammenhanges zwischen Makrokosmos und Mikrokosmos, zwischen dem Wirken der Natur und dem Bedürfnis des Menschen, den Paracelsus umfassender und deutlicher ergründen und fruchten wollte. Er stellte zuerst wieder die Frage Fausts an den Erdgeist und meinte eine tröstlichere Antwort bekommen zu haben. Die Vorwegnahme einer genauen Entsprechung zwischen dem Makrokosmos und dem Mikrokosmos ist der Leitgedanke, der die Versuche bestimmte. Die Kräfte und Mittel, die bei der Metallbereitung erschienen waren, wurden vermöge dieses Leitgedankens dem menschlichen Organismus dienstbar gemacht. Paracelsus führt als Beispiel das Antimon an: es wurde von den Alchimisten als das beste Goldreinigungsmittel erkannt: « So er uns das anzeigt, so ist die Anzeigung ein Fürhalten dem Arzt: tust du das im Gold, was dann dein Kraft im Menschen . . . ? Denn solches ist ein Mysterium, das uns vor Augen liegt, billig dass wirs nicht als die Goldschmidt brauchen, sondern als Arzt . . . Gleicherweis wie er im Gold reinigt, also reinigt er auch im Menschen. » « Also soll der Arzt die Natur und Kraft aller Ding erkennen und also solt du die Kunst der Arzney erfinden aus den auswendigen Kräften so die Natur erzeigt. » Die Metallverwandlung einzubeziehen in eine umfängliche Kräftekunde überhaupt, die Steinreich, Pflanzenreich und Tierreich durchdrang und im menschlichen Leib zugleich ihren Gegenstand und ihren Sinn fand, das war der Erfolg von Paracelsus' alchimistischen Lehr- und Wanderjahren.

Er war nicht nur ein Tiefenbohrer, sondern auch ein Weitensucher, in seiner Zeit unter Gelehrten ein Wanderer ohnegleichen. Das Wandern gehörte bei ihm nicht bloß zu der Notdurft des Stellensuchers, wie bei so vielen fahrenden Scholasten, oder zu dem unruhigen jugendlichen Geblüt, sondern es ist eine Forderung seines Geistes selbst, ein Anspruch seiner wissenschaftlichen Sendung. Derselbe sprengende und schwellende Eifer, der ihn aus den Bücherstuben in die Bergwerke und Laboratorien trieb, um die Eingeweide der Schöpfung zu kennen, gleichsam ihr Inneres, jagte ihn auch in aller erreichbaren Außenwelt umher, damit er in ihrer Länge und Breite ihre Erscheinungen und Wirkungen wahrnehme. Der gleiche Zeitgeist, der einen Kolumbus oder Vasco da Gama führte, nämlich die Verwirklichung der Erde, der Glaube an die Wahrheit der wahrnehmbaren Sinnenwelt, der Wille zur Erkundung des offenbaren Geheimnisses, war auch in Paracelsus mächtig, mit der eigentümlich deutschen Art, die in den Dingen die Kräfte und in den Erscheinungen die Gründe

sucht. So unerhört wie die Abkehr von den Büchern zum Versuch war den scholastischen Galenisten des Paracelsus Wandertrieb, und aus der gleichen, uns heute kaum mehr nachfühlbaren Ursache: es war eine Verneinung ihrer eigensten Wirklichkeit, ihrer Merkwelt, nämlich der statischen Begriffe, der unverrückbaren Universalia, welche sie im festen Buchstab an Ort und Stelle hatten. Wozu wandern, um zu wissen? Paracelsus aber nahm eben die äußere Natur wahr und wirklich und hob damit jene ganze Merkwelt aus den Angeln. Seine Wanderschaft also ist nicht eine Privatsache wie die der geistigen Handwerksburschen oder die moderne Reiselust oder die Berufsfahrten von Aposteln und Ordensbrüdern, sondern der Ausbruch eines neuen Weltgefühls, ohne bestimmte Ziele und Wege, eine frische Erdwitterung, verkörpert in dem persönlichen Genius. Paracelsus hatte zu diesem neuen Trieb zugleich das Bewusstsein des neuen Sinns. Mit der vorwegnehmenden Hellsicht, die ihn überhaupt unter seinen Zeitgenossen auszeichnet, hat er selbst in einer seiner Defensionen den Grund und die Notwendigkeit seines Landfahrens wider die Angriffe der Zunft verteidigt. Auch diese Angriffe waren nicht nur privates Gekeife, sondern die Abwehr einer unbegreiflichen Gefahr, welche dem gelassenen bisherigen Betrieb drohte. « So sein doch die Künst nicht alle verschlossen in eines Vatterlandt, sondern sie seindt ausgetheilt durch die gantze Welt. Nicht dass sie in einem Menschen sein allein oder an einem Orth: sondern sie müssen zusammen geklaubt werden, genommen und gesucht da, da sie sind. Es bezeugt mit mir das gantz Firmament dass die Inclinationes sonderlich ausgetheilt seyn, nicht allein einem jeglichen in seinem Dorf: sondern nach Inhalt der obersten Sphaeren gehen auch die Radii an ihr Ziel . . . Die Kunst gehet keinem nach, aber ihr muss nachgegangen werden. Darumb hab ich fug und verstand dass ich sie suchen muss und sie mich nicht. Wie mag hinter dem Ofen ein guter Cosmographus wachsen oder ein guter Geograph? » « . . . Die Kranckheiten wandern hin und her, so weit die Welt ist und bleiben nicht an einem Ort. Will einer vil Krankheiten erkennen, so wander er auch: wandert er weit, so erfährt er viel und lernt viel erkennen. » . . . « Will einer nur ein Praten essen, so kompt das Fleisch aus einem andern Land, das Salz aus einem andern, die Speis aus einem andern Land. Müssen die Ding wandern bis sie zu dir kommen, so musstu auch wandern, bis du das erlangest das zu dir nit gehen kann. » . . . « Die Geschrift wird erforschet durch ihre Buchstaben, die Natur aber durch Land zu Land, als oft ein Land als oft ein Blatt. Also ist Codex Naturae, also muss man ire Blätter umbkehren. »

Wir spüren den makrokosmischen Eifer in solchen Sätzen: er ist Hohenheims eigenste Gesinnung damals, ganz neu, ganz fremd den scholastischen wie den evangelischen, den humanistisch bürgerlichen wie den mystischen Erdempfindungen, und in dieser Frische des Aufbruchs und Einbruchs vielleicht erst wieder bei dem Goethe des *Urfaust* zu finden. Denn die vielsuchende und sammelnde Neugier der drei oder vier folgenden Naturforschergenerationen, die wir mit den Namen Conrad Gessner, Sebastian Münster, Rudolf Agricola, Kepler, Leibniz, Haller andeuten, sind weit mehr als Paracelsus wieder den Büchern, den mystischen Weltkonstruktionen oder der grüblerischen Innenschau zugekehrt, bald mehr den einzelnen Stoffen, bald mehr den allgemeinen Zusammenfassungen. Keiner hat mehr so das schwellende und drängende All-Kräftegefühl, den Erdenzug, ohne die Weltflucht der Mystiker, ohne die Dingsucht der Empiriker und, bei tiefem Glauben und frommem Geheimnisschauer, die tätig helle Sinnenwachheit und den freudigen, kühnen, freien Blick für alles Wachsen, Wirken, Erscheinen der Natur. Beachten wir den Ton, womit Paracelsus durchgehends in seinen Schriften das Wort *Natur* gebraucht und die Worte «suchen» oder «forschen» oder «erfahren». Uns sind sie geläufig, allzugeläufig. Seinen Zeitgenossen waren sie bis zum Erschrecken unheimlich, wie Paracelsus sie aussprach: Natur bedeutete nicht mehr einen Grenzbegriff gegen das Gottesreich oder das Geistesreich, sondern einen kräfteschwangeren Vorstellungs- und Anschauungsumfang, die sinnlich lockende und atmende, wogende und trüchtige Schöpfung, ganz gefüllt nicht nur mit ruhender «Figur», sondern auch mit tuendem und leidendem Geschehen. Sie fing an nicht nur zu sein, sondern zu leben, nicht nur zu wesen, sondern zu wandeln. Nach Paracelsus wurde sie ein Raum aller möglichen Dinge und Vorgänge – der traute Werdeschauer, womit Paracelsus sie empfing, ging wieder verloren, und erst Goethe hat ihre makrokosmischen Spannungen wieder gekannt, wenn man absieht von dem Alldichter Shakespeare, der sie wenigstens seinen Menschen einformt. Bei Hamann, Klopstock, Herder ist Natur ein seelisches Leitgefühl, bei Rousseau mehr eine gesellschaftliche, nämlich gesellschaftsstürzende Forderung als eine wahrgenommene Lebenswelt.

Und ebenso eigentümlich sind die Akte und Organe, womit Paracelsus diese Lebenswelt fassen will, eben jenes «Suchen», «Forschen», «Erfahren» — kein Lesen und Grübeln mehr, noch kein selbstverständliches Gewerbe oder Geschäft oder Amt wie den Späteren, sondern ein besessenes Eintauchen und Aufgehen, Hunger und Nähren zugleich, er-

habene Neugier und Eröffnung. Was für Luther das Glauben, für Kant das Erkennen, was für Goethe das Streben, die geistige Lebensnot und Lebensseligkeit, das Pathos der Weltverwandlung, das war für Paracelsus das *Erfahren*, wie vielleicht für keinen zweiten Deutschen mehr.. Erfahren, Durchfahren, Landfahren!...